

Grossvater schläft! : Eine Erzählung aus dem Überfall von 1798

Autor(en): **H.v.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **56 (1915)**

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007982>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Großvater schläft!

Eine Erzählung aus dem Ueberfall von 1798.

Man zählt den 9. September des Jahres siebzehnhundertachtundneunzig.

Ueber dem sanftansteigenden Wiesengelände am Fuße des Stanserhorns lagert schwüle Stille. Wo sie nicht von einem Schattenden der regungslos im Sonnenlichte stehenden Bäume bedeckt werden, glastet eine flimmernde Luftschicht auf den steinbeschwerten Schindeldächern. Kein Vogel regt sich in den Zweigen; es zittert kein Laut, kein Hauch durch das Blattwerk.

Nur fern vom Seegestade her dröhnt von Zeit zu Zeit, wie ein Rauschen nahenden Sturmes, das Knattern einer Gewehrsalve.

Ein langsam verhallendes Echo — und alles ist wieder still wie vorher.

Oben am Raine spähen hinter mächtigen Nußbaumgruppen hervor die scharfen Augen einer blinkenden Fensterreihe zum See hinab. Unter derselben hin, dem niedern Hause und einem kleinen Gärtchen entlang, zieht sich eine dichte Buchsbaumhecke. Auf einmal beginnen über dem satten Grün der Hecke die Sonnenblumen sich sachte hin und her zu neigen. Eine Türe ist ins Schloß gefallen.

Von der Vorlaube herab springt über die knarrende Holzstiege in großen Säen ein starker, gelbroter Bauernhund. Ihm folgt, den Zinnkrug in der Hand, ein zwölfjähriges Mädchen. Es will dem Großvater Wasser holen. Während es mit bloßen Füßchen rasch zum Brunnen an der Scheune trippelt, geht der Hund, eng an das Mädchens Röcklein sich drängend, Schritt für Schritt ihm zur Seite. Er weicht nicht einen Augenblick von dem Kinde.

In der Kammer liegt Großvater in blau und weiß gestreiftem Bettzeug halb vergraben. Der schwüle, gesättigte Duft des Herbstes füllt das Zimmer. Fieberfrost durchschauert den Alten, und während in Kopf und Brust die Hitze wühlt, und ein schier unerträglicher Durst den Gaumen zusammenschürt, zittert eine rieselnde Kälte durch seine Glieder.

Ueber Schmerzen klagt der alte Melf Remigi nicht. Er weiß, daß er am „heimlichen

Stich“ erkrankt ist; er weiß auch, was es zu bedeuten hatte, als mit dem steigenden Fieber die Schmerzen in der Brust nach und nach sich verloren. Er fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht.

* * *

Am Morgen noch war es ihm gelungen, seinen Sohn über den Zustand zu täuschen, in dem er sich befand. Jener war lange nach Mitternacht auf einen Augenblick von Stansstad heraufgekommen, um nach dem Vater zu sehen. Seit zwei Tagen schon kämpft man am Seegestade, den Franzosen den Einfall ins Land zu verwehren. Als in der Morgenfrühe die Sturmglöcken wieder ertönten, wies Melf Remigi mit kräftiger Handbewegung auf den Stutzen, den sein Sohn bei der Heimkehr neben die Türe hingestellt hatte: „Nimm ihn! Mir geht es besser, ich brauche dich nicht. Breneli bleibt bei mir.“

Die Stimme klang ruhig und fest; als jedoch die Türe hinter dem Fortschreitenden sich geschlossen, lag in dem bartlosen, tiefgefurchten Gesichte des Alten ein so schmerzlich müder Zug, daß Breneli, darob verwundert, ihn mahnte: „Du solltest schlafen, Großvater, du bist müde. Gewiß hast du die ganze Nacht nicht schlafen können.“

Das Mädchen rückte einen Schemel zur Bettstatt, trat behutsam näher und strich ihm die spärlichen, weißen Haare aus der Stirne, die wie angeklebt darauf gelegen.

„Bring erst frisches Wasser, Breneli.“ Die Kleine eilte mit dem Zinnkrug. Ein, zwei, drei Mal, und immer wieder. Fast jede halbe Stunde sprang das Mädchen zum Brunnen. Immer war dem Großvater das Wasser nicht kühl genug. Schon stand die Sonne hoch am Mittag, und die Augenlider des Alten hatten noch keine Minute in erquickendem Schlummer sich geschlossen.

Doch sonderbar. Er schien dem Breneli jetzt auch nicht mehr so müde. Halbaufgerichtet saß er im Bett. Er hörte auf das Rauschen der fernen Gewehrsalven, und horchte gespannt, ob es nicht näher käme. Um seine

bebende Hand hatte er den Rosenkranz geschlungen. Seine Stimme klang kräftiger. Er betete langsam, jede Silbe betonend, so daß die Worte laut und feierlich durch die Kammer gingen.

Da auf einmal — Breneli horchte fast erschrocken auf — fing er an, in dem gleichen feierlichen Tone, mit dem er betete, abgeriffene Sätze einzuflechten.

„Vater unser, der Du bist im Himmel, — laß die Franzosen nicht hinein ins Land, beschütze meinen Buben, erhalte dem Breneli

gerade jetzt, — Herrgott im Himmel, gerade jetzt!“ —

„Heilige Maria, Mutter Gottes! du weißt es, daß wir den Eid nicht schwören konnten, auf diese Verfassung. Er ging gegen den alten, wahren Glauben, wir durften nicht. — Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. — Amen!“

Die Augen des Alten gewinnen plötzlich einen milden Glanz. Er schaut auf Breneli nieder, das auf dem Schemel zu seiner Seite



„Oben am Raine spähen die scharfen Augen einer blinkenden Fensterreihe zum See hinab.“

seinen Vater. — Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.“

„Großvater, lieber Großvater,“ klang ängstlich Brenelis Stimme dazwischen.

„Stör' mich im Beten nicht. Jetzt ist die Zeit. Knie nieder, hier am Bettrand, daß ich dich sehe. Hilf mir beten. Die Unschuld muß beten, dann steigen die Engel nieder. — — Vergib uns unsere Schuld, vergib uns! Laß das Land es nicht entgelten, daß so viele unserer vorgefetzten Herren davongegangen, mit Rat und Tat uns verlassen,

kniest. „Bist du da, Agnes?“ — In Fieberphantasien sieht er sein früh ihm entrissenes junges Weib. — „Bist du da, Agnes? du betest, — du weinst? — Weine nicht. Ich lasse dir nichts geschehen. Dort hängt mein Stutzen, dort an der Wand, sie sollen nur kommen.“

„Großvater! Kennst du mich denn nicht mehr?“ wimmert die Kleine. „Du mußt schlafen, Großvater, nur ein wenig schlafen! Ich bin es ja, Breneli, ich will ja nicht weinen. Ich habe keine Angst.“

Da kommt der Kleinen plötzlich ein Gedanke. Großvater kann nicht schlafen, weil die Sonne viel zu grell in die Kammer scheint. Sie muß das Licht dämmen. Sie sucht in Kästen, in Wandschränken. Endlich zieht sie den großen, schwarzen Ratsherrenmantel hervor, klettert auf die Fensterbank und befestigt das Tuch mit geschäftigen, zitternden Händchen über dem Doppelfenster.

Wirklich, der Alte wird ruhiger. Mit dem

Breneli hat sich auf den Schemel am Bett-
rand gesetzt und läßt den Kopf rückwärts in
die Rissen niedersinken. Das schmale, feine
Gesichtchen, von zwei dünnen, an den Schlä-
fen emporgezogenen Zöpfen lieblich um-
rahmt, schaut unverwandt nach der Decke,
wo der Widerschein vereinzelt eindringender
Sonnenstrahlen in zitternden Kreisen hin
und her huscht. Das Mädchen wagt kaum
aufzuatmen, um ja den nahenden Schlum-



„O, bitte, still, Großvater schläft!“

gedämmten Lichte hat ein viel tieferer Schat-
ten sich über die Augen gelegt. Seine erlö-
schenden Blicke suchen das holzgeschnitzte
Kruzifix, das in der Ecke der Kammer unter
einem Palmenbüschel hervorragt. Die Fin-
ger pressen so krampfhaft die Perlen des
Rosentranzes, daß diese tief in die Haut sich
eingraben. Die Stimme des Betenden steigt
und sinkt wie ein verglimmendes Licht in
seinem letzten Aufklackern.

mer nicht zu verschrecken.

Endlich ist es stille, ganz stille geworden
in der Kammer. Großvater schläft den
Schlaf, aus dem es kein Erwachen mehr
gibt.

* * *

Die schwüle Atmosphäre des September-
tages, die Stille im Hause, das ängstliche
Bemühen, regungslos zu bleiben, um Groß-

vater nicht zu stören, ließen auch die Augenlider Brenelis sinken. Geraume Zeit ging vorüber. Da schlägt der Hund vor der Haustüre an. Breneli springt erschrocken auf und eilt ihn zu beschwichtigen: „Still, Bleß, still! Großvater schläft!“

Doch der Hund läßt sich nicht mehr beruhigen. Breneli gelingt es zwar, sein lautes Bellen zu unterdrücken, ein heiseres Anurren aber dringt ununterbrochen aus seiner Kehle. Vom Dorfplatze herauf tönt Geräusch und wachsender Lärm. Vereinzelte Schüsse fallen in nächster Nähe.

Blötzlich springt Bleß auf. Sein scharfes Auge hat unten am Fußweg zwei französische Soldaten entdeckt, die sich der Dornhecke entlang dem Hause nähern. Wie ein Pfeil schnellt er ihnen entgegen. Eine Kugel streckt ihn im Laufe nieder.

Starr vor Entsetzen sieht Breneli die unheimlichen Gestalten in den fremden, blauen Uniformen näher kommen. „Um Gottes Willen, gewiß sind es Franzosen. Jetzt, wo

es Großvater endlich besser geht, jetzt kommen diese; sie werden ihn wecken,“ so jammert die Kleine vor sich hin.

Sie eilt ihnen entgegen, trotzdem die Furcht sie an allen Gliedern packt; sie faltet von weitem schon bittend die Händchen; dann legt sie den Finger über den Mund und fleht mit halbunterdrückter Stimme: „O, bitte, still, Großvater schläft!“

Einer der Soldaten ergreift das Kind am Arme und stellt es barsch zur Seite, der andere ist im Begriffe, über die Hausstiege zur Vorlaube aufzusteigen. Flink wie ein Wiesel springt Breneli voraus, reißt die Türe ins Schloß, stellt sich davor hin, stemmt seine Armechen den Nahenden trotzig entgegen und ruft mit bebender Stimme: „Nein, ich lasse niemand hinein, Großvater schläft!“

Als Brenelis Vater in der folgenden Nacht heimkehrte, fand er das Kind, einen Bajonettstich im Herzen, auf der Schwelle vor der mit Kolbenstößen eingeschlagenen Haustüre liegen.

H. v. M.

Des Doktors Christkindlein.

Eine Weihnachts-*Erzählung*

von Leonz Niederberger.

Den ganzen Tag über hatte es geschneit und am heiligen Abend bedeckte die weiße glitzernde Decke alle Hausdächer und bildete einen weichen Teppich auf den menschenleeren Gassen des Städtchens.

Der Sturm, welcher den Tag über getobt, hatte sich gelegt und das Schneegestöber hatte aufgehört, aber es war bitterkalt geworden draußen, und niemand, den nicht die Notwendigkeit zwang, wagte sich auf die Straße. Lieber saß man daheim im trauten Familienkreise, in der von den Lichtern des Christbaumes hell erleuchteten Stube, worin die Kinder jubelnd die Bescherung in Empfang nahmen, welche das Christkindlein ihnen gebracht.

Aber nicht zu allen war das Christkindlein gekommen mit der Fülle seiner Gaben. Zwei arme Kinder schien es vergessen zu haben;

sie wanderten, zitternd vor Frost, ihr Bündelchen in der Hand, zum Städtchen herein. Es waren offenbar Geschwister, ein Knabe im Alter von ungefähr vier Jahren, und ein Mädchen, welches höchstens drei Jahre alt sein konnte. Sie schienen müde, hungrig und traurig zu sein; die kurzen Beinchen konnten nur langsam fortkommen in dem frisch gefallenen Schnee, und der kalte Wind blies den Kleinen unbarmherzig in das vom Frost gerötete Gesicht.

Arme Kinder! Noch so jung, und schon so arm und verlassen! Es hätte jedem Menschenfreunde wehe getan, sie so hilflos zu sehen, aber niemand war ihnen begegnet, und kein lebendes Wesen trafen sie auf den Straßen der fremden Stadt, welche sie heute zum erstenmal betraten.

Draußen vor dem Tore stand der Wagen,